

Die Zeitungs West

Nr. 35

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung)

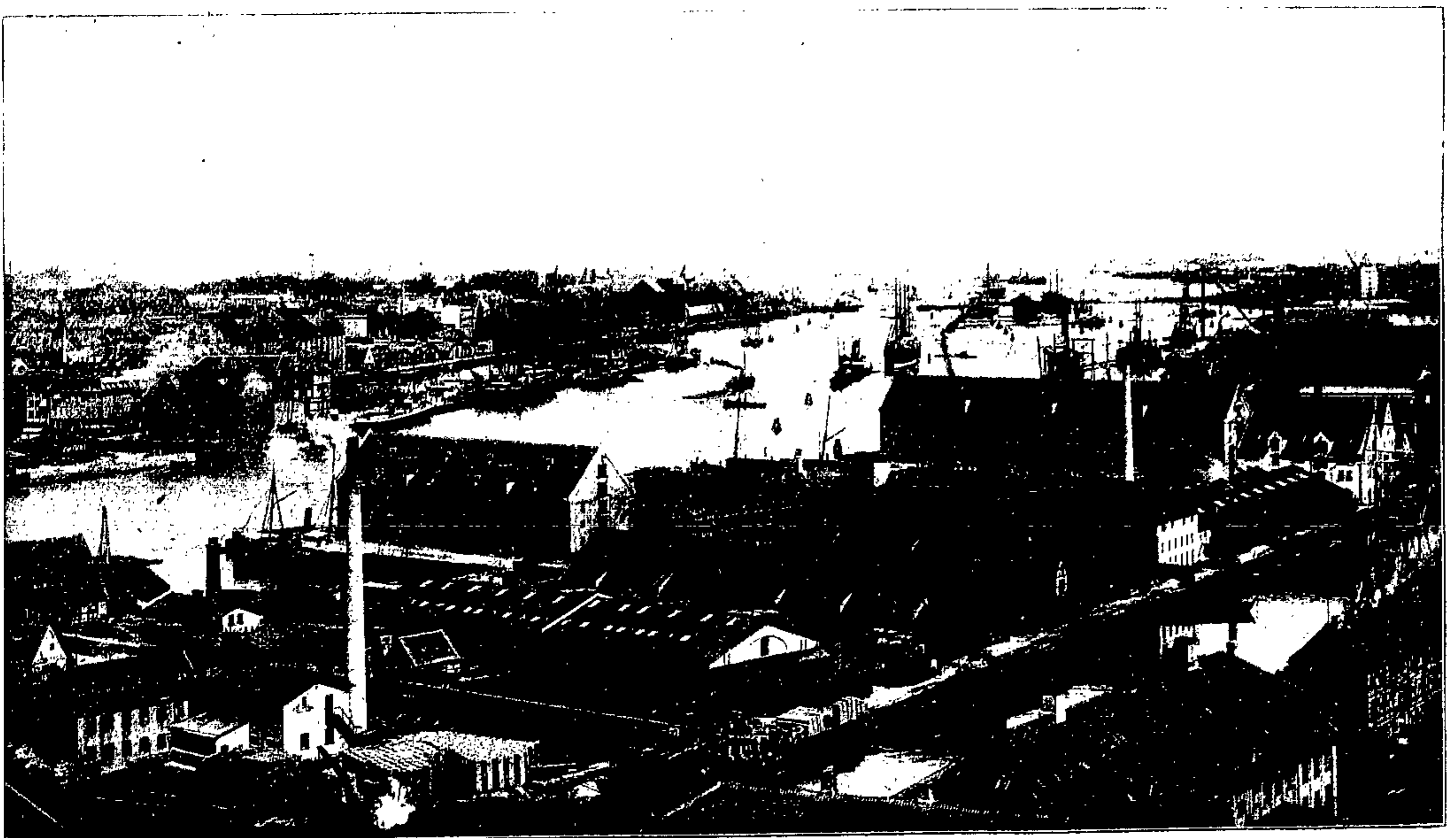
5.
Zur gleichen Stunde, in der Mal strücker dem Gesetz und Recht gegen eine arme Frau zur Geltung verhilft, sitzen in dem elegant und behaglich eingerichteten Herrenzimmer der Villa Noack Vater und Sohn einander gegenüber.

Noack Vater trägt noch den Schlafrock, während der Sohn, der am vorhergehenden Abend

doch nicht zu ändern ist. Erst aber hätte ich plagen können vor Mut über den infamen Streich, den mir diese roten Manaiten gespielt haben."

"Weißt Du, Papa, ich wünschte mir, mal mit Mannschafft zur Aufrechterhaltung der Ordnung in ein Streifgebiet kommandiert zu wer-

gewächs, statt es mit glühendem Eisen auszubrennen, immer wieder mit Sammelhandschienen angefaßt. Statt das Ausnahmegesetz, das unser genialer Bismarck mit so unvergleichlichem Geschick durchgedrückt hatte, zu verschärfen, jeden, der sich manig machte, nach einer überseeischen Kolonie zu verschicken, und die Kaktusen von



Am Hafen von Kopenhagen.

zum Weihnachtsurlaub aus seiner Garnison angekommen ist, eine bequeme Ditevka angelegt hat. Beide sind im Begriff, sich eine Savanna anzustrecken, und der Sohn fragt, indem er seinem Vater das Bündholz reicht: „Doch wohl recht fatale Sache mit dem Streik, Papa?“

„Allerdings! Jetzt habe ich mich ja halb und halb mit der Geschichte abgefunden, weil sie

den. Gefindel wollte ich Mores lehren! Gleich Bajonett aufgepflanzt und dann: Laufschrift! Marsch! Marsch! Drauf auf die Wandel!“

Noack Vater schmunzelt, dann sagt er eifrig: „Wenn man nur von jeher ganz allgemein und konsequent mit solchem Nachdruck vorgegangen wäre, dann hätten wir längst Ruhe. Aber da hat man immer wieder labiert; hat das Gift-

Führen in irgend einem afrikanischen Sumpfloche verrecken zu lassen, hat man es ganz aufgehoben. Darüber ist der Bande natürlich der Raum wieder ganz gewaltig geschwollen, und wir kommen aus den Ungelegenheiten und Streiks, die doch nur Kraftproben und Exerzitien für den geplanten großen Kladderadatsch sind, gar nicht mehr heraus.“

Habe die Sache übrigens in der Garnison gar nicht richtig verfolgen können. Was haben denn die Kerle für einen Anlaß hervorgebracht, um den Anstand ins Werk zu setzen?"

„Ach, der Grund zum Streifen ist ja eigentlich — natürlich nur unter uns gesagt, mein Junge — eine Lappalie. Wir haben hier noch, wie Du weißt, durchweg die zehneinhalbstündige Arbeitszeit. Die wünschten die Weber auf zehn Stunden herabgesetzt. Darüber hätte sich schließlich reden lassen, und ich würde wohl auch die übrigen maßgebenden Fabrikanten zu Konzessionen bestimmt haben, wenn mir persönlich die Forderung nicht so fürchtbar ungelegen gekommen wäre. Ich habe die Geschichte hier längst satt. Schließlich will man doch nicht all sein Lebtag der einfache, simple Noack bleiben.“

„Hast Du denn oben nicht mal sondiert, oder sondieren lassen, Papa? Es bekommen doch viel kleinere Fabrikanten Orden und Titel. Würde mich natürlich auch riesig freuen, wenn Du irgend eine Auszeichnung erzieltest.“

Noack Vater nickt energisch mit dem Kopfe. „Grade mit Rücksicht auch auf Deine Karriere habe ich nichts unversucht gelassen. Bei jeder Sammlung für Kirchenzwecke habe ich einen großen Betrag gezeichnet, und wenn irgendwo ein Unglück passierte, Ueberschwemmung, Erdbeben oder dergleichen, habe ich mich an die Spitze eines Hilfskomitees gestellt. Das ist auch höheren Ortes anerkannt worden. Zugleich hat man mir aber zu verstehen gegeben, daß der von guten Freunden wiederholt angeregten Deforierung oder der Verleihung des Kommerzienrattstitels vorläufig noch die alten Vorgänge hindernd im Wege ständen.“

„Alte Vorgänge? Was heißt das, Papa?“

Weißt schon, der Panterott meines Vaters. Bis diese Geschichten hier völlig in Vergessenheit geraten, darauf kann ich nicht warten. Daß sie nicht einschlafen, dafür sorgt schon der Meid, den unser Reichthum erweckt, und der ständig alle Staatsmänner in Bewegung setzt. Um mich nicht bloßzustellen, hat man bisher auch keinen der anderen hiesigen Fabrikanten ausgezeichnet. Aber auf die Dauer geht das natürlich nicht. Schließlich erbaut doch der eine oder andere, der besonders gute Beziehungen hat, einen Orden oder Titel. Dann bin ich direkt blamiert; alle Gifzungen haben wieder auf lange Zeit willkommener Stoff zum Lästern, und die alten Geschichten werden erst recht wieder hervorgeholt und durchgehohlet.“

„Was hast Du nun für Pläne gefaßt, Papa?“

„Ich möchte vor allen Dingen von hier fort. Einmal aus den eben angeführten Gründen, und weil mir der ganze Wirkungskreis hier zu eng und kleinlich ist. Ich will nicht bis an mein Lebensende in Buchsfin machen, und mich mit dem Arbeitervolk herumärgern. — Nun hat unsere Landesbank endlich eine neue Verwaltung erhalten. Es war die höchste Zeit, sonst reißen die von weitblickenden Direktoren geleiteten Institute, wie die Deutsche Bank, schließlich alles an sich. Die alte Verwaltung war ja sehr gewissenhaft, aber zu ängstlich. Aus lauter Vorsicht hat sie überhaupt nichts riskiert.“

„Wer hat nun die Leitung übernommen?“

„Erster Direktor ist Dr. Kößling geworden. Er ist ein energischer, unternehmender Mann, der den Zug ins Große hat, und der Schwung in unser Bankwesen bringen wird. Mit ihm habe ich kürzlich gesprochen, und er hat sich auf meine Darlegungen hin sofort bereit erklärt, zu einer Umwandlung unserer Fabrik in eine Aktiengesellschaft die Hand zu bieten. Ohne ein Finanzinstitut kann man ja eine solche Transaktion nicht ausführen, und je angesehenere die Bank ist, die hinter dem Unternehmen steht, desto größer ist die Aussicht, die Aktien mit hohem Kurs unter das Publikum zu bringen. Ich würde mich nach vollzogener Umwandlung mit dem Posten eines

Vorsitzenden im Aufsichtsrat begnügen, und unseren Wohnsitz ganz von hier fort, in eine unserer Großstädte verlegen.“

„Prächtige Perspektiven, die Du da entrollst, Papa! Wäre mir selbstverständlich auch sehr angenehm, wenn wir von unserer hiesigen Vergangenheit möglichst radikal losgelöst würden.“

„Nicht wahr? Nun kannst Du Dir aber auch denken, welcher bösen Strich mir diese Kalunien mit ihrem Streik durch alle meine Rechnungen gemacht haben. Bei einer solchen Umwandlung müssen natürlich auch Aufrechnungen über die Rentabilität gemacht werden. Und da würde allerdings der durch die Verkürzung der Arbeitszeit entstehende Ausfall, wenn er kapitalisiert worden wäre, für uns einen Verlust bedeutet haben. Dazu kommt noch ein anderer, ebenso wichtiger Anstand. Gründungen, wie die geplante, müssen mit einer ordentlichen Portion Tamtam ins Werk gesetzt werden, wenn das Publikum sich um die Aktien reizen soll.“

„Selbstverständlich! Klappern gehört ja bei solchen Dingen zum Handwerk!“

„Freilich! In schwingvollen Prospekten müssen alle Vorzüge des neuen Unternehmens herausgestrichen werden. Bei einem industriellen Unternehmen spielt dabei der Hinweis auf einen großen Stamm geschulter, genügsamer, mit dem Werk verwachsenen Arbeiter eine große Rolle. Und gerade um diese wirksame Reklame sind wir durch den Streik, der in der ganzen Welt großes Aufsehen macht, gebracht worden.“

„Wäre es denn nicht möglich gewesen, die Sache noch eine Weile hinzuhalten? Ich meine, den Kampf, der jetzt ausgebrochen ist, auf eine spätere Zeit zu verschieben?“

„Habe ich bis zur letzten Minute versucht, mein Junge. Aber ich konnte dabei doch den Arbeitern meine Pläne nicht auf die Nase binden und ihnen sagen, wartet mir noch eine Weile, bis meine Projekte zur Ausführung gelangt sind. Schließlich hätten sich diese Menschen doch auch denken können, daß etwas dahinter stecken muß, wenn ich, der größte Fabrikant des ganzen Bezirks, ihnen immer und immer wieder in der denkbar bestmöglichen Weise versichere, daß es zurzeit unmöglich sei, ihrem Begehren zu willfahren.“

„Sind schon Mutmaßungen über den schließlichen Ausgang möglich, Papa?“

„Zurzeit noch gar nicht. Wir müssen eben durchhalten.“

„Werden das aber auch sämtliche Unternehmer und namentlich die kleineren, aushalten können?“

„Das bildet wieder ein Kapitel für sich, mein Sohn. Wir haben eine ganze Anzahl Fabrikanten hier, die augenblicklich kapitulieren würden, wenn wir sie nicht durch den Verein und diverse Wechselchen fest an der Kandare hielten. Das sind überhaupt unsere Schmerzenskinder, weil sie bei ihren geringen Mitteln jede Betriebsflörung fürchten und deshalb stets einer Verständigung mit den Arbeitern das Wort reden. Wenn der ganzen Gesellschaft bei dieser Gelegenheit der Atem ausgeht, und sie nach dem Streik Konkurs anmelden und ihre Buden zumachen müssen, so ist das nur ein Segen und Vorteil für die ganze Branche.“

„Aber wir selbst, Papa, wie fahren wir dabei?“

Noack Vater lacht hell auf, als er das besorgte Gesicht des Sohnes sieht, mit dem dieser seine Frage begleitet. „Uns selbst könnte die ganze Geschichte, wenn nicht meine schönen Pläne vorläufig durchkreuzt worden wären, höchst schmeicheln sein, mein Junge. Wir können es, Gott sei Dank, aushalten! Es entgeht uns zwar auch der Gewinn während des Streiks, das hat aber weiter keine Folge, als daß wir für einige Zeit kein neues Kapital dem vorhandenen zufügen.“

Der junge Noack atmet sichtlich erleichtert auf. „Das ist mir sehr angenehm zu hören, sagt er fröhlich. „Ich habe nämlich ein Anliegen, das sich gegen Dein Portemonnaie richtet, mit dem ich gar nicht erst herausgekommen wäre, wenn wir finanziell ungünstig ständen.“

„So! Langt Dein Monatswechsel nicht? Brauchst es nur zu sagen, stelle Dir sofort ein höheres aus.“

„Nein! Nein! Papa! Damit hast Du mir ja schon reichlich bedacht. Es handelt sich um etwas anderes. Nächstes Frühjahr sollen in unserem Regiment zwei Offiziere auf einige Zeit zum Offizier-Neititut nach Hannover abkommandiert werden. Der eine ist bereits bestimmt, es ist der Premierleutnant von Hohenstein. Der zweite hätte unser Oberst, der selbst ein Vorkämpfer ist, und der mir sehr wohl will, zu einem Bürgerlichen gewählt. Er hat deshalb mir in Aussicht genommen. Da die Sache aber kostspielig ist, hat er erst bei mir vertraulich nachgefragt, ob mir die Abkommandierung auch angenehm sei. Ich habe ihn gebeten, die Entscheidung so lange auszusetzen, bis ich mit Dir während der Feiertage Rücksprache genommen habe, worauf er auch sofort eingegangen ist.“

„Aber selbstverständlich, mein Junge. Machst Du!“

„Schön, Papa! Die Abkommandierung nach Hannover ist eine große Ehre und sie ist mir für das weitere Advancement von großem Vorteil. Nur kostet sie eine ordentliche Summe Geld. In Hannover wird sehr nobel gelebt; ich muß mir einige Reitpferde bester Rasse beschaffen und dergleichen mehr.“

„Stannst Du Dir alles leisten, mein Sohn? Sind nur lächerliche Bagatellen für uns. Ich habe von unserem Kapital bereits soviel an der Hand, daß wir die Dividenden mit Zinsen nicht zur Hälfte aufbrauchen. Du kommst noch die großen Erträge der Fabrikante. Ich habe nicht die vorhin besprochenen Renditen, hätte ich unseren Betrieb bereits verdoppelt, und, um reinen Tisch zu machen, die ganze Kropfzeug von Kleinfabrikanten in einem Schlage niederkonkurriert.“

Die Augen des jungen Offiziers leuchten, als er durch diese vertraulichen Mitteilungen fährt, wie groß „mit Gottes Hilfe“ das Noack'sche Vermögen schon geworden ist. Freudig erwidert er: „Da kann ich also unserem Oberst noch die Mitteilung machen, daß ich seinen Vorschlag mit großem Danke akzeptiere.“

„Zuwohl, mein Sohn!“

„Da wir einmal beisammen sitzen, möchte ich gleich noch eine andere Angelegenheit erörtern, Papa, die allerdings sehr delikater familiärer Natur ist. Unsere Dora wird nächstens achtzehn Jahre, kommt somit in das ratsfähige Alter. Nun glaube ich, sie hat, als sie mich im Herbst mit Mama besuchte und an unserem Offiziersball teilnahm, ihr Herz bereits verloren. Und zwar an den Leutnant Adalbert von Hohenstein, mit dem zusammen ich nun den Kursus in Hannover absolvieren werde.“

„Was Du sagst!“

„Es ist ja gar so! Der Hohenstein ist ein bildhübscher, schneidiger Mann, dem übrigens auch unsere Dora sehr gut gefallen haben muß. Er hat mir zu verstehen gegeben, daß er sich sehr freuen würde, wenn er von mir eine Einladung zu einem Besuche erhielte. Ich mich zu vergewissern, habe ich heute morgen bei Dora, als ich ihr einen Gruß des Hohenstein bestellte, scharf beobachtet. Aber obgleich sie kleine sich die größte Mühe gab, ihrer Erregung Herr zu werden, wurde sie doch blutrot. Es ist also nicht daran zu zweifeln, daß sich zwischen den beiden etwas Ernsthaftes angesponnen hat.“

„Das wäre ausgezeichnet! Großartig! Die Hohensteins sind eine sehr angesehene, einflußreiche Familie. Eine bessere Verbindung könnten wir uns ja gar nicht wünschen.“

Der junge Noack bleibt bei dem Enthusiasmus seines Vaters ziemlich läßl. „Eigentlich empfinde ich einige Gewissensbedenken,“ jagt er ernst. „Man soll zwar über Kameraden hinter ihrem Rücken nichts Uebles reden, aber hier kommen doch Familieninteressen in Betracht. Was Du über die Hohensteins jagst, mag schon stimmen, und begütet sollen sie, wie allgemein versichert wird, auch sein. Nach der Seite, daß der Adalbert um die Dora nur ihrer Witziß halber wirbt, liegen also keine Bedenken vor. Desto mehr aber nach einer anderen. Der Adalbert ist nämlich ein sehr, sehr flotter Lebemann. Du verstehst schon, was ich damit sagen will.“

„Aber, Willi, wenn es weiter nichts ist! Ein junger Mann in solcher Stellung der kann doch kein Kopfhänger oder Trübsal blasender Klosterbruder sein! Wenn er erst in den Sassen der Ehe eingelaufen ist, und eine tüchtige, kleine Frau zur Seite hat, wird er sicher sehr solid werden. Also deshalb kannst Du ihn getrost einladen. Vielleicht zu Sylvester und Neujahr. Schreibe ihm auch gleich von meiner Seite mit, daß ich es als eine große Ehre betrachten und ihn herzlich willkommen heißen würde, wenn er uns mit einem Besuche erfreute.“

„Gut! Wenn Du es wünschst, werde ich ihn einladen. Es mag sein, daß ich zu schwarz sehe, aber mit rechter Herzensfreude bin ich nicht bei der Sache. Mama kennt den Hohenstein schon. Er hat sich in den vierzehn Tagen, die Mama mit Dora bei mir zubrachte, sehr um sie bemüht und ihr viel Aufmerksamkeit erwiesen. Trotzdem glaube ich aus Mamas Meinungen entnommen zu haben, daß er ihr nicht sympathisch war.“

„Nun ja, die Mama! Wenn wir uns nach der richten sollten, würden wir weit kommen. Die wird je länger je mehr mit ihren Ansichten unerblicklich. Kürzlich meinte sie gar, wir müßten versuchen, auch den Sozialdemokraten gerecht zu werden. Es befänden sich darunter viele hochbegabte Männer, die ihrer Sache mit Ueberzeugungstreue und großer Hingabe dienten. Und ob der Sozialismus in der Zukunft nicht noch eine große Rolle spielen werde, das könne heute noch niemand sagen.“

„Das ist ja toll! Wie kommt denn die Mama zu solchen Auffassungen?“

„Ach war auch stark! Schließlich ergab sich folgendes: Auf einer Eisenbahnfahrt hat ihr eine Mitreisende, eine hochfeine Dame, wie sie versichert, das Buch von Bebel über die Frau zum Lesen angeboten. Erst hat sie nur aus Neugierde hineingesehen, bei dem Lesen hat sie aber auch für den Inhalt Interesse gewonnen. Um es ganz kennen zu lernen, hat sie sich das Buch selbst verschafft, hat die Sudelschrift von Anfang bis zu Ende durchgelesen, und mir gegenüber auch noch den Inhalt verteidigt! Als ich soviel heraus hatte, gab es allerdings eine Auseinandersetzung, wie wir noch keine hatten, und ich glaube ihr auch die Lust zu solcher Lektüre vorläufig angetrieben zu haben. Also die Mama hat nichts mit zu bestimmen. Wenn der Hohenstein die Dora will, und sie ihn, dann werden sie einfach ein Paar.“

„Dann achte aber um Gotteswillen darauf, Papa, daß die Mama mit ihren Ansichten nicht auch die Dora ansteckt. Es wäre ja gräßlich, wenn sie mit solch verrückten Ideen in die hochvornehmen Gesellschaftskreise käme, die ihr durch eine Verbindung mit dem Hohenstein erschlossen werden.“

„Das war auch meine erste Sorge, Willi, obgleich ich damals von den Aussichten, die Du jetzt eröffnest hast, keine Ahnung hatte. Aber ich habe der Mama sofort in der bestmöglichen Weise untersagt, unserer Tochter jemals solche Geschichten in den Kopf zu setzen. Die Gefahr ist übrigens, wie ich glaube, nicht groß. Die Dora hängt sehr an mir und schwört auf jedes meiner Worte. — Aber etwas anderes fällt mir

eben ein. Deine Tante müssen wir vorher in die Sache einweihen. Die muß glauben, daß wir in dieser wichtigen Familienangelegenheit auf ihre Ansicht das größte Gewicht legen, ja daß sie eigentlich die entscheidende Person ist.“

Der junge Noack lächelt, dann huscht ein Schatten des Mikrumtes über sein hübsches Gesicht. „Die Tante hat mir heute schon, und wie mir schien ganz freudestrahlend, angekündigt, daß wir heute Abend einen Hilfsprediger Pauli zu Gäste haben werden. Ich muß gestehen, daß mir diese Mitteilung wenig angenehm war. Ich glaubte, wir würden am Weihnachtsheiligabend unter uns sein. Was hat es mit diesem Hilfsprediger für eine Bewandnis? Ist doch nicht etwa ein bedenkliches Verhältnis?“

„Laß nur die Tante!“ winkt der alte Noack ab. „Es ist alles gut und in bester Ordnung. Sie bemuttert ihn, und sie könnte auch gut und gern den Jahren nach seine Mutter sein, und er läßt es sich gefallen. Jemandem und an irgendwem wollen sich die weiblichen Gefühle doch betätigen und austoben. Ich bin herzlich zufrieden, daß der Starren in dem Geleise läuft. Habe ich doch all die Jahre Sorge genug ausgestanden. Wenn wir auch ohne ihren Teil Vermögen genug haben, so wäre es doch unverantwortlich, einem Fremden etwas zukommen zu lassen, was man der eigenen Familie erhalten kann.“

„Das meine ich auch, Papa!“

„Solche alte Jungfern sind aber unberechenbar, mein Junge! Man ist bei ihnen keine Stunde davor sicher, daß sie einen Moppel bekommen, und sich irgendeinem Mannsbild an den Hals werfen. Diese Gefahr scheint ja nun jetzt, bei den Jahren, in die sie eingetreten ist, endgültig beseitigt. Außerdem lasse ich ihr im Hause jeden Willen, damit sie sich recht wohl fühlt, und ein Verlangen nach Veränderung gar nicht erst in ihr auftaucht.“

„Wie ist sie nun gerade auf den Prediger gekommen?“

„Ganz einfach. Deine Tante besaß sich seit längerer Zeit lebhaft mit der Pflege und Ausbreitung der Religiosität unter der Arbeiterbevölkerung, und mit der Förderung des evangelischen Vereinswesens. Der Hilfsprediger ist Vorsitzender des hiesigen evangelischen Arbeitervereins; sie kommt daher oft mit ihm zusammen, und er repräsentiert auch heute Abend den evangelischen Arbeiterverein, indem er die Gaben für den Verein und einzelne seiner Mitglieder entgegennimmt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kongreß der proletarischen Internationale.

Von Hans Block.

Stark und lebendig ist das Bedürfnis des Klassenbewußten Proletariats nach internationaler Verbindung. Je mehr die Weltwirtschaft die einzelnen nationalen Wirtschaftsgebiete untereinander verknüpft, um so stärker wird die Wechselwirkung, welche die Arbeitsbedingungen und die Lebenshaltung der Proletarier der verschiedenen Nationen aufeinander ausüben. Die Einwanderung bedürfnisloser Arbeiter, denen die Pflichten des Klassenkampfes noch fremd sind, erschwert die Position der höherstehenden, proletarischen Massen, die Rückständigkeit der kulturellen und politischen Entwicklung in den Nachbarstaaten erschwert den Fortschritt im eigenen Lande, ist für den Kampf der vorgehenden Teile der Arbeiterchaft eine ständige Bedrohung. Zu all diesen Momenten, die die Klassenbewußten Proletarier aller Nationen zu der Erkenntnis führen, daß sie zusammengehören, die ihnen die ökonomische und politische Begründung des großen Mary-Wortes liefern: „Proletarier aller Län-

der vereinigt Euch!“ kommt in dieser Zeit der imperialistischen Ausdehnungsbestrebungen, des Streits um die Abzugsmärkte, der die Bourgeois der verschiedenen Länder zu feindlichem Gegenlag wider einander treibt, das gemeinsame Interesse der Arbeiterchaft an der Erhaltung des Völkerriedens und an der Stilllegung des wahnwitzigen, die Volkskraft fressenden Wettrennens der Staaten. Die Kriegsgefahr, die in demselben Maße wie die Schwierigkeiten des alternierenden Kapitalismus wachsen, sich verschärft, sofern nicht die Angst vor dem Klassenbewußten Proletariat den zur Verhärfung treibenden Tendenzen hemmend in den Weg tritt, diese Gefahr macht die Friedensarbeit, den Friedensschutz der proletarischen Internationale besonders notwendig. Deswegen haben die Internationalen Sozialistenkongresse in unserer Zeit erhöhte Bedeutung gewonnen. In dieser von Waffen starrenden Welt, in der die Lunte ständig am Pulverfaß liegt, sind sie der weithin sichtbare Protest der vereinigten Arbeiterchaft gegen Kriegsbegeisterung und Militarismus. Und so, als Verkörperung des Willens der Proletarier zum Frieden, als greifbarer Ausdruck der Verbrüderung der Arbeiter aller Länder ist jeder dieser Kongresse ein weltgeschichtliches Ereignis, auch wenn, wie in Kopenhagen, seine Tagesordnung gerade keinen Punkt aufweist, der für die proletarische Bewegung selbst die Erschließung neuer Gebiete bedeutet. Nicht jeder Kongreß kann wichtige grundsätzliche Fragen verhandeln. Der Kreis jener Angelegenheiten, für die sich bindende internationale Regeln und Grundzüge feststellen lassen, ist wegen der verschiedenen politischen und sozialen Bedingungen, unter denen die einzelnen nationalen Korps der internationalen proletarischen Arme zu kämpfen haben, naturgemäß beschränkt. So enthält denn diesmal die Tagesordnung des Internationalen Kongresses, der heute zu Kopenhagen zusammentreten wird, keine große grundsätzliche oder taktische Frage. Es wird verhandelt über einige Angelegenheiten der Praxis der Bewegung. Sozialpolitik und Verwandtes stehen im Vordergrund.

Au die Spitze des Programms ist „Die Beziehungen zwischen den Genossenschaften und den politischen Parteien“ gesetzt. Die Konjunktionsgenossenschaften sind jetzt in verschiedenen Ländern in aussichtsvoller erster Entwicklung. Das Exekutivkomitee des Internationalen Sozialistischen Bureaus, das die Erörterung des Themas beantragte, will den Genossen dieser Länder, in denen die Genossenschaften sich erst zu entwickeln beginnen, die Erfahrungen der Länder mit älterer Genossenschaftsbewegung vermitteln. Namentlich sollen sie in den Stand gesetzt werden, gewisse Entgleisungen der Bewegung zu vermeiden, die ihre Entwicklung in anderen Staaten zeitweise gehemmt und verlangsamt haben. Für Deutschland hat die Frage kein besonderes Interesse, da uns hier die Wahl, wie wir die Beziehungen zwischen den Genossenschaften und der Partei gestalten wollen, durch das Gesetz genommen ist. Das deutsche Genossenschaftsgesetz untersagt den Genossenschaften jegliche Verfolgung oder auch nur Unterstützung politischer Bestrebungen bei Strafe der Auflösung. In den meisten anderen Staaten gibt es solch lächerliche Beschränkungen der Freiheit der Genossenschaften nicht, dort stellt also die Regelung ihrer Beziehungen ein Problem dar, für dessen Lösung die Erfahrungen der Länder mit schon entwickelter Genossenschaftsbewegung von Wert sind. Uebrigens bleibt auch den deutschen Arbeitergenossenschaften noch ein gewisser kleiner Spielraum in ihrer Haltung zur politischen und gewerkschaftlichen Bewegung. Die gebotene Neutralität kann zur Ueberneutralität werden, zur Abwendung und Entfremdung der Genossenschaften auch vom Geiste der allgemeinen Arbeiterbewegung. Hier liegen Gefahren, die vermieden werden müssen und für deren Er-

kenntnis in den Kreisen der deutschen Genossenschaftler die Verhandlungen des Kongresses betragen können.

Bei der Arbeitslosenfrage, dem zweiten Punkt der Tagesordnung, wird man die Erfahrungen austauschen, die in den verschiedenen Ländern während der letzten Krise gemacht worden sind. Namentlich wird es sich um die besten Methoden zur Bekämpfung des Übels handeln; man wird die Resultate der verschiedenen staatlichen und kommunalen Maßnahmen zur Vinderung der Arbeitslosigkeit miteinander vergleichen und so festzustellen suchen, auf welche Forderungen insbesondere sich die Konzentration der Kräfte empfiehlt. Die Verhandlungen werden darüber hinaus erkennen lassen, welche enge Schranken den Aktionen wider die Arbeitslosigkeit in der kapitalistischen Gesellschaft gezogen sind, daß sie mit der heutigen Ordnung untrennbar verknüpft ist und nur die Ueberwindung des Kapitalismus durch den Sozialismus dieses fressende Uebel wirklich beseitigen kann.

Ein ähnlicher Austausch der Erfahrungen und Vergleich der verschiedenen Methoden wird beim vierten Punkt „Die internationalen Ergebnisse der Arbeitergesetzgebung“ stattfinden.

Es wird eine Revue der Arbeiterschutzgesetze und der Arbeiterversicherungen sein. Verschiedene Nationen, so die französischen, belgischen, österreichischen Genossen, haben, da sie nahe vor der Einführung einzelner Versicherungszweige stehen bzw. dafür in nächster Zukunft besondere Aktionen unternehmen müssen, großes Interesse an einem Vergleich des deutschen, auf Beiträge von Arbeitern und Unternehmern und Zuschüsse des Reiches aufgebauten Systems der Invaliden- (und Alters-) Versicherung mit dem englischen System der lediglich aus staatlichen Mitteln bestreitenen Arbeiterpensionen. Für Deutschland hat die Verhandlung auch deshalb ein größeres aktuelles Interesse, da die Reichsversicherungsordnung, diese angebliche Reform der Arbeiterversicherung, auf eine unerträgliche Einschränkung des Selbstverwaltungsrechts der Arbeiterschaft in den Krankentassen hinausläuft.

Die Tribüne des Internationalen Kongresses wird dazu dienen, das wahre Gesicht der so viel gedriechenen Arbeiterfürsorge des Deutschen Reichs der gesamten Kulturwelt zu zeigen. Zwischen diesen beiden sich eng berührenden Punkten ist als dritter das Thema: „Das Schiedsgericht und die Abrüstung“ geschoben. Die prinzipielle Frage ist für unsere inter-

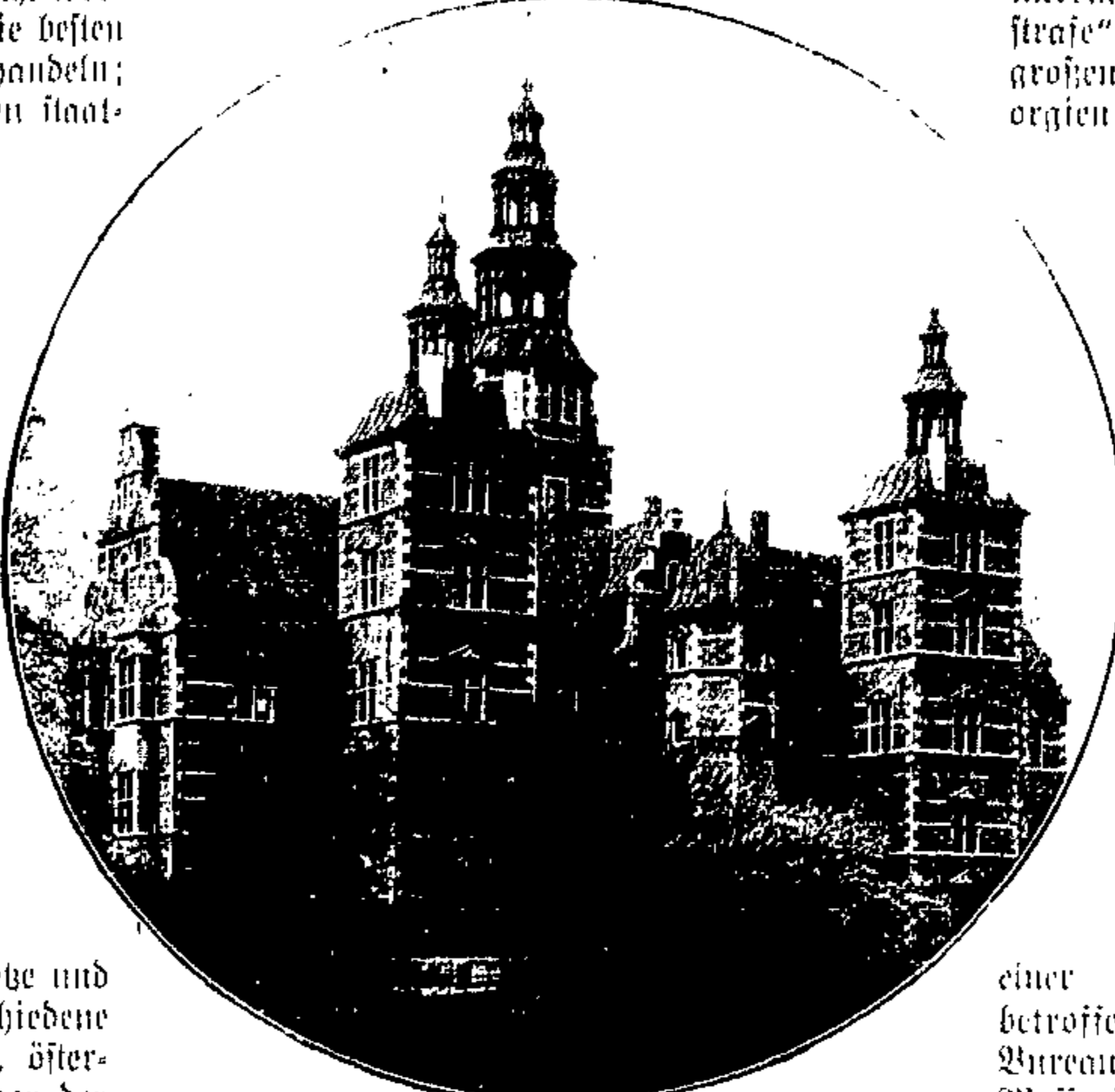
nationale Sozialdemokratie längst entschieden. Neues wird zu diesem Punkte nicht zu sagen sein. Es handelt sich vielmehr darum, festzustellen, wie weit es in den einzelnen Ländern gelungen ist, im Sinne dieser Resolution zu wir-

wird es nicht besser sein. Die Verhandlung wird erneut zeigen, daß das Proletariat in allen Ländern die äußerste Kraftanstrengung aufbieten muß, um die Gefahren des Militarismus zu beschwören.

Der fünfte Punkt: „Organisierung einer internationalen Stundgebung gegen die Todesstrafe“ war ursprünglich als Einleitung eines großen internationalen Protests gegen die Blutorgien gedacht, durch die die herrschende Klasse Russlands ihre faule Wirtschaft zu sichern sucht. Inzwischen hat dieser Protest aber auch für Frankreich und Deutschland aktuelle Bedeutung gewonnen, da im ersteren Lande infolge der Vornehmheit der Epischer und der Angst der radikalen Parlamentarier, ihre Vorurteile gegen sich aufzubringen, die Abschaffung der Todesstrafe mißlang, während in Deutschland der Vorwurf des neuen Strafgesetzbuches die Todesstrafe aufrecht erhält.

Die beiden letzten Punkte sind Organisationsfragen der Internationale. Es sollen erörtert werden das für die rasche Ausführung der Kongressbeschlüsse anzuwendende Verfahren und die Organisierung der internationalen Solidarität. Es wird beraten werden, was im Falle einer Kriegsgefahr von den Parteien der betroffenen Länder und vom Internationalen Bureau zu geschehen hat, wie im Falle eines Massenstreiks oder einer Massenansperrung, wie die in Schweden, die internationale Hilfe am schnellsten und wirksamsten zu organisieren ist, wie bei solchen Ereignissen die Arbeiterpresse mit den nötigen Informationen zu versehen und wie den Entstellungen der kapitalistischen Presse und ihrer Debatskaus am wirksamsten entgegenzuarbeiten ist.

Namentlich die Organisation der internationalen Solidarität ist dringlich, hat sich doch gerade bei dem Niesenkampf in Schweden gezeigt, daß sie in einigen Ländern, wo es sowohl an Mitteln wie an Massenbewußten Proletariern nicht fehlt, noch mangelhaft entwickelt ist. Wichtiger noch, als die Punkte der provisorischen Tagesordnung dürfte ein anderer werden, den die österreichischen Genossen nachträglich anzusehen beantragt haben. Er betrifft die zustimmende Haltung der tschechischen Genossen zur nationalistischen Zerspaltung der österreichischen Gewerkschaften. Hier gilt es ein Problem der praktischen Anwendung der Internationalität zu lösen, eine Frage, die für die Partei in Oesterreich von weittragender Be-



Schloß Rosenborg.

ten, wie die Aussichten in den einzelnen Ländern in bezug auf die Durchsetzung schiedsgerichtlichen Verfahrens und der Abrüstung sind. Die Parteien werden Rechenschaft ablegen von ihrer Tätigkeit auf diesem Gebiete. Die Erfolge, die zu berichten sind, dürften sehr mager sein. Weit entfernt, auch nur eine kleine Einschränkung der Rüstungen durchsetzen zu können, stehen wir in Deutschland vielmehr wieder vor einer neuen Secresvermehrung. In den anderen Ländern



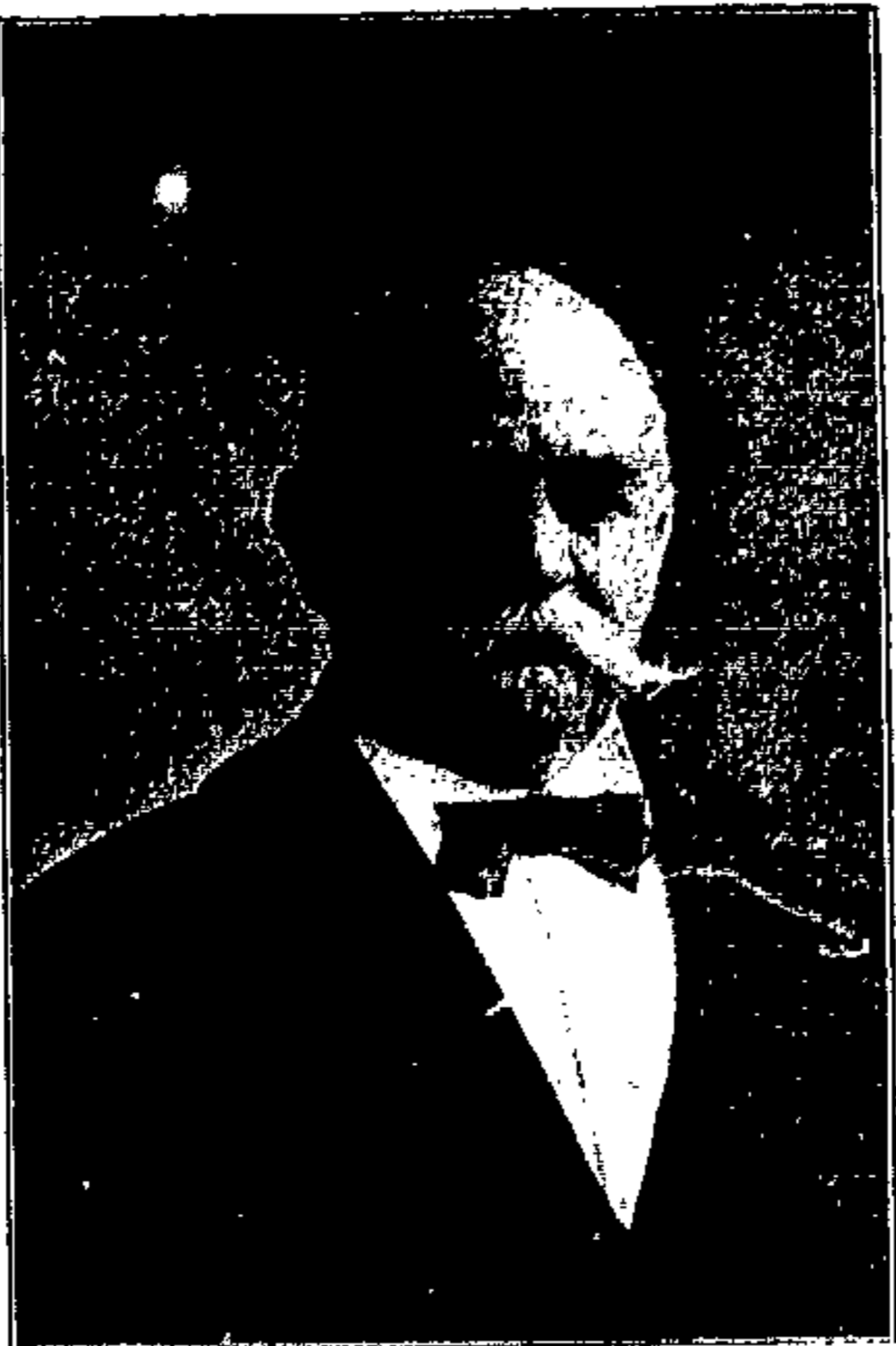
Der Rathausplatz in Kopenhagen.

Deutschen Reichs der gesamten Kulturwelt zu zeigen. Zwischen diesen beiden sich eng berührenden Punkten ist als dritter das Thema: „Das Schiedsgericht und die Abrüstung“ geschoben. Die prinzipielle Frage ist für unsere inter-

noch mangelhaft entwickelt ist. Wichtiger noch, als die Punkte der provisorischen Tagesordnung dürfte ein anderer werden, den die österreichischen Genossen nachträglich anzusehen beantragt haben. Er betrifft die zustimmende Haltung der tschechischen Genossen zur nationalistischen Zerspaltung der österreichischen Gewerkschaften. Hier gilt es ein Problem der praktischen Anwendung der Internationalität zu lösen, eine Frage, die für die Partei in Oesterreich von weittragender Be-



Dr. Nissen (Norwegen)



P. Ansdien (Dänemark)



Hjalmar Branting (Schweden)

Drei Führer der nordischen Sozialdemokratie.

deutung ist. Der Kongress wird sich ein großes Verdienst erwerben, wenn ihm hier die Eindämmung der nationalistischen Gefahr gelingt.

Vom Fortschritt der proletarischen Bewegung in allen Ländern wird uns der Kongress zu Kopenhagen berichten, von Wahlsiegen, vom Wachsen der Organisationen und der Presse, von der Ausbreitung und der Vertiefung der sozialistischen Ideen durch Kurse und Schulen und anderem mehr, von den ersten schwachen Anfängen sozialistischer Erkenntnis in den Ländern des Orients. Der unaufhaltsame Siegeszug der Sozialdemokratie wird sich abzeichnen in dem Abstand zwischen 1907 und 1910. Und wie er sich offenbart sich uns der Fortschritt der Arbeiterbewegung, wenn wir weiter zurückblicken. Es sind nun siebenundzwanzig Jahre, da auch deutsche Delegierte gen Kopenhagen zogen. Aber heimlich mußten sie sich über die Grenze schleichen, die Männer, die als Vertreter der geächteten, unter dem Bann des Ausnahmegesetzes stehenden, aber nicht zu fesseln den deutschen Sozialdemokratie zur Tagung der Partei eilten. Im Auslande mußte der Parteitag Zuflucht suchen vor den Bedrohungen des Sozialistengesetzes und vor den Schnüffelnasen der Spitzel. Die alte Internationale war zerbrochen, die neue Form noch nicht gefunden, die heute so starke dänische Sozialdemokratie

noch in den Anfängen. Und in vielen anderen Ländern, die jetzt mit starker Delegation zum Internationalen Kongress kommen, sah es ähnlich aus. Vorwärts ist es gegangen und vorwärts soll es weiter gehen. Der Kongress der Internationale zu Kopenhagen soll eines der Mittel dazu sein.



Kopenhagen.

Von Th. Völcker.

Sie sind ihrer Zahl nach ein kleines Volk, diese Dänen. Aber ihre Hauptstadt ist groß, zählt fast eine halbe Million Einwohner. Ungefähr ein Fünftel des ganzen dänischen Volkes wohnt in Kopenhagen. Möbenhavn sagen die Dänen — der Ton liegt auf der letzten Silbe,

die „havn“ gesprochen wird. Das Wort bedeutet Markthafen. Früher wurde die Stadt auch einmal Halmia genannt, was nichts anderes als Hafen bedeutet. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts war es ein kleiner Fischerort. Als Gründer der Stadt gilt der seeländische Bischof Absalon, der dort 1167 eine feste Burg erbauen ließ. Die Burg stand an derselben Stelle, wo Mitte des 18. Jahrhunderts das Schloß Kristiansborg erbaut wurde, das im Jahre 1884 durch einen furchtbaren Brand zerstört worden ist. Die Ruinen standen fast ein Vierteljahrhundert inmitten der Hauptstadt. Nun sind sie niedergedrückt und das neue Reichstagsgebäude wird dort errichtet. Es wird ein großartiger Bau, der allerdings nur zur Hälfte der Volksvertretung gewidmet sein soll; die andere Hälfte soll zu Repräsentationszwecken für den König und für die Regierung verwendet werden. Kopenhagen hat im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Leiden ertragen müssen. Krieg, Belagerung, Epidemien sind wiederholt über die Stadt und ihre Bevölkerung hereingebrochen. Herrschsucht, Größenwahn und törichte Politik der dänischen Könige, verbunden mit einer grenzenlosen Verschwendungssucht, waren meist die Ursachen solchen Unglücks. Bei dem Krieg, den im Jahre 1657 Frederik III. gegen Schweden vom Zaune brach, wurde



Old Fellow-Palace (Versammlungsort des Internationalen Kongresses).

und für die Regierung verwendet werden. Kopenhagen hat im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Leiden ertragen müssen. Krieg, Belagerung, Epidemien sind wiederholt über die Stadt und ihre Bevölkerung hereingebrochen. Herrschsucht, Größenwahn und törichte Politik der dänischen Könige, verbunden mit einer grenzenlosen Verschwendungssucht, waren meist die Ursachen solchen Unglücks. Bei dem Krieg, den im Jahre 1657 Frederik III. gegen Schweden vom Zaune brach, wurde

der Angriff auf die Hauptstadt allerdings zurückgeschlagen, obwohl die Schweden das übrige Land verheerten. Daß sie die Hauptstadt nicht in ihre Gewalt bekamen, hatte seine Ursachen weniger in einer besonders geschickten und tapferen Verteidigung als vielmehr in widrigen Witterungsverhältnissen und zufälligen Ereignissen auf Seiten der kriegstüchtigen Belagerer. Jener Krieg endete ja auch für Dänemark mit dem endgültigen Verlust der jenseits des Öresunds liegenden alten dänischen Provinzen an Schweden. Schlimmer erging es der Stadt im Jahre 1801 und 1807 bei dem Bombardement durch die Engländer. Anfang September des Jahres 1807 wurde der größte Teil der Stadt und ihrer Umgebung verwüstet. Daß Kopenhagens Festung war und daß Frederik VI., damals Kronprinzregent, und seine Leute sich dem törichtesten Wahn hingaben, den Engländern Widerstand leisten zu können, war die Ursache dieser schrecklichen Ereignisse.

Man sollte meinen, daß die jetzt lebende Generation aus der Vergangenheit die Lehre gezogen habe, daß die Befestigung der Hauptstadt viel mehr eine Gefahr für die Stadt als ein Schutz für sie oder für das Land bildet. Aber die dänischen Machthaber und herrschenden Parteien haben sich nicht belehren lassen. In den achtziger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts sind gegen den Willen des Folketings neue Festungswerke angelegt worden, und die 1901 aus Rußland gekommene Linkenreformpartei, ehemals neben der Sozialdemokratie der schärfste Gegner der Festungsbauerei und des Militarismus überhaupt, hat nichts getan, um die Festungswerke zu beseitigen. Allerdings sollen diese alten Befestigungen nach einer Reihe von Jahren niedergelegt werden, aber an ihrer Stelle will man im weiteren Umkreise neue Befestigungen anlegen. Der alte Grund und Boden, der zum Teil von außerordentlichem Wert für die Verschönerung der Stadt wäre, soll an Baupfeulanten veräußert werden, um mit dem Gelde einen Teil der ungeheuren Ausgaben zu decken, die die neuen militärischen Pläne erfordern. Im Parlament des dänischen Staates haben vorläufig noch die Militaristen die Oberhand. Im Stadtparlament aber bilden die Sozialdemokraten die Mehrheit. Von den 42 Stadtverordneten oder Bürgerrepräsentanten sind 20 Sozialdemokraten, und in den meisten wichtigen Fragen, wo es das Wohl der Stadt und den allgemeinen Fortschritt gilt, stehen die 5 Radikalen und auch die eine christliche Stadtverordnete, eine Frau, auf ihrer Seite, so daß die 16 Antisozialisten nicht viel Unheil anrichten können.

Uebrigens sind ja von den vier Bürgermeistern der Stadt auch zwei Sozialdemokraten: J. Jensen, der das Finanzwesen verwaltet, und P. Knudsen, der frühere Parteivorsitzende, dem die Verwaltung der Armenpflege und sozialen Fürsorge obliegt.

Seit Anfang der neunziger Jahre hat die Arbeiterschaft mit ihrer wachsenden Vertretung in der Bürgerrepräsentation einen immer stärkeren Einfluß auf die Gestaltung der Stadt und die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten gewonnen. Unsere Parteigenossen haben dafür gesorgt, daß immer mehr Luft und Licht und Schönheit geschaffen wurde, soweit es in den Grenzen, die der städtischen Selbstverwaltung durch die Gesetzgebung gezogen sind, möglich war.

Manche Bauwerke und Stadtteile erinnern an die alte absolutistische Zeit — Bauwerke von verschwenderischer Pracht und gleich daneben elende Hütten, zusammengedrängt in engen Gassen. Ganz in der Nähe von Toldboden, wo die Schiffe aus Stettin und Lübeck anlegen, liegt Amalienborg mit seinen 4 Palais der königlichen Familie. Der Platz inmitten, der meist ziemlich öde und verlassen daliegt, bietet

nicht viel Erfreuliches. Aber gleich dahinter in der Bredgade haben wir den Old-Fellow-Palast, gewöhnlich Kongertpalast genannt, wo nun aus aller Welt die Vertreter der internationalen Sozialdemokratie zu ernstlicher Beratung beisammen sind. Der Kongress tagt also in nächster Nähe der Amalienborg, und die Königlichen hätten es recht bequem, wenn sie Lust verspüren sollten, einmal die Stimme des internationalen Proletariats zu vernehmen.

Die Bredgade führt uns südlich nach Kongens Nytorv — Königs Neumarkt mit dem königlichen Theater, dem Gebäude des Mi-

Alle Kunst praktischer Erfolge besteht darin, alle Kraft zu jeder Zeit auf einen Punkt — auf den wichtigsten Punkt — zu konzentrieren und nicht nach rechts noch links zu sehen. Wägen Sie nicht nach rechts noch links, seien Sie taub für alles, was nicht allgemeines und direktes Wahlrecht heißt oder damit in Zusammenhang steht und dazu führen kann! Wenn Sie diesen Ruf — was Ihnen binnen wenigen Jahren gelingen kann — wirklich durch die 89 bis 96 Prozent der Gesamtbevölkerung fortgepflanzt haben werden, welche, wie ich Ihnen gezeigt habe, die armen und unbemittelten Klassen der Gesellschaft bilden, dann wird man — seien Sie unbesorgt — Ihrem Wunsche nicht lange widerstehen! Man kann von seiten der Regierungen mit der Bourgeoisie über politische Rechte schmollen und hadern. Man kann selbst Ihnen politische Rechte und somit auch das allgemeine Wahlrecht verweigern, bei der Laune, mit welcher politische Rechte aufgefaßt werden. Aber das allgemeine Wahlrecht von 89 bis 96 Prozent der Bevölkerung als Wagenfrage aufgefaßt und daher auch mit der Wagenwärme durch den ganzen nationalen Körper hinverbreitet — seien Sie ganz unbesorgt, meine Herren, es gibt keine Macht, die sich dem lange widersetzen würde! Dies ist das Zeichen, das Sie aufpflanzen müssen. Dies ist das Zeichen, in dem Sie siegen werden! Es gibt kein anderes für Sie!

Ferd. Lassalle, Offenes Antwortschreiben von 1863.

3war wird auch das allgemeine und direkte Wahlrecht keine Wünschekrute sein, meine Herren, die Sie vor momentanen Mißgriffen schützen kann. Wir haben in Frankreich in den Jahren 1848 und 1849 zwei schlechte Wahlen hintereinander gesehen. Aber das allgemeine und direkte Wahlrecht ist das einzige Mittel, welches auf die Dauer von selbst wieder die Mißgriffe ausgleicht, zu denen sein momentan irriger Gebrauch führen kann. Es ist jene Lanze, welche selbst die Wunden wieder heilt, die sie schlägt. Es ist auf die Länge der Zeit bei dem allgemeinen und direkten Wahlrecht nicht anders möglich, als daß der gewählte Körper das genaue, treue Ebenbild sei des Volkes, das ihn gewählt hat. Das Volk wird daher jederzeit das allgemeine und direkte Wahlrecht als sein unerlässliches politisches Kampfmittel, als die allerfundamentalfste und wichtigste seiner Forderungen betrachten müssen.

Ferd. Lassalle, Arbeiterprogramm von 1862.

nisteriums des Neuzeren, großen Geschäftshäusern, Palais und Hotels. In der Mitte des weiten Platzes steht das Reiterstandbild eines Königs. Die Kopenhagener nennen es einfach „Gesten“ — „das Pferd“ —, keiner denkt an den Mann, der darauf sitzt. Kongens Nytorv war lange das Zentrum des öffentlichen Lebens und ist es gewissermaßen jetzt noch. Aber seitdem zu Anfang dieses Jahrhunderts auf dem früheren Halmtorv in der Nähe des Hauptbahnhofs das prächtige Rathaus fertig geworden ist, hat sich hier der Rathausplatz immer mehr zu einem Mittelpunkt des öffentlichen Lebens ent-

wickelt. Dem Königs Neumarkt ist eine starke Konkurrenz erwachsen, und wenn einmal der neue Zentralbahnhof vollendet sein wird, dann wird der Verkehr auf dem Rathausplatz ein noch weit größeren Aufschwung nehmen. Vor dem Rathaus steht ein großes Bronzebeck, geschmückt mit einem doppelten Kranz seltener Wappen; aber es sind nicht königliche oder adeliche Wappenschilder, sondern die Embleme der Arbeiterfachvereine; das ganze Kunstwerk ist eine Gedenk-Gewerkschaften an die Stadt. Vor dem Rathaus steht da als ein Wahrzeichen der Macht, die die organisierte Arbeiterschaft unserer Zeit erreicht hat.

Große Hotelbauten sind am Rathausplatz entstanden, und der Fremdenstrom wendet sich natürlich vor allem nach dieser Stadtgegend. Dort ist man auch gleich am Tivoli, jenem großen Vergnügungspark, der allerlei Vergnügen und Lustbarkeiten bietet. Ganz in der Nähe ladet die Ny Carlsberg Glyptothek mit ihren wertvollen Kunstwerken und ihrem herrlichen Wintergarten zum Gemische ein. Es ist der Brauer Carl Jacobsen, der große Kunstliebhaber, der diesen Tempel des Schönen erbaut hat, und es ist Biergeld, mit dem er erbaut worden ist, mit dem er erhalten und immer neu bereichert wird. Der Vater jenes Jacobsen stiftete einen Fonds zur Förderung der Wissenschaft, der Sohn den Fonds für die Kunst. Wer Carlsberg-Bier trinkt, unterstützt damit Wissenschaft und Kunst. Aber man kann auch, indem man Bier trinkt, ein wenig zur Förderung der Arbeiterbewegung beitragen. Da muß man Sternen-Bier bestellen — dänisch: „Stjerneøl“. Seit einigen Jahren besitzt die Arbeiterschaft nämlich eine eigene Brauerei, „Stjernen“ — „der Stern“ genannt, und das Sternenbier wird ein immer stärkerer Konkurrent für die übrigen Brauereien und selbst für das berühmte Carlsberg-Bier.

Jenseits des Hauptbahnhofs liegt der St. Jörgenssee und daran schließen sich in nordöstlicher Richtung der Peblingsee und der Sortedamssee, eine Kette langgestreckter Landseen, die weit hinaus bis in den Nordosten der Stadt reichen. Nach dem Innern der Stadt hin, parallel mit den Seen, liegen Parks und Gartenanlagen, eine jede Anlage belebt mit einem kleinen See. Da ist der Aborrepark. Dann der größere Dersledspark, an dem sich die Nörre Farimadsgade entlang zieht. In dieser Straße auf Nr. 49 hat „Socialdemokraten“ sein Heim. Ein großes Gebäude, in dem sich neben der Redaktion, Expedition und Druckerei des Zentralorgans der Partei auch die Bureaus des Gesamtverbandes der dänischen Gewerkschaften sowie die Arbeiter-Lebensversicherungsgesellschaft befinden. Wir sind hier nicht weit von der Römersgade, in der Nr. 22 das älteste Versammlungs- und Vereinshaus der Arbeiterschaft liegt, wo auch einmal die vom Sozialistengesetz bedrängte deutsche Sozialdemokratie, es war im Jahre 1883, ihren Parteitag abhielt. In diesem Hause hat der Parteivorstand seinen Sitz, und auch verschiedene Gewerkschaften haben hier ihre Kontore.

Durch die Römersgade gelangt man nach dem Botanischen Garten und von dort nach den östlichen Anlagen. Dazwischen liegen das Staats-Kunstmuseum, das Mineralogische Museum, das Polytechnikum und die Sternwarte. Rechter Hand haben wir das Schloß Rosenborg, eines der schönsten Bauwerke in niederländischem Renaissancestil mit einem großen Schloßgarten.

In scharfem Gegensatz zu der Pracht und Schönheit dieses und anderer Schlösser steht oder stand bis vor kurzem das nun dem Abbruch verfallene Brönstræde-Quartier, ein großes Viereck enger Gassen mit erbärmlichen, baufälligen Häuserbaracken, die noch vor kaum 1½ Jahren zu menschlichen Wohnungen dienten. Daß sie nun verschwinden, um einer besseren und

gesünderen Bebauung Platz zu machen, dazu hat die ungeheure Arbeitslosigkeit der letzten Jahre ihr Teil beigetragen. Auf Antrag der sozialdemokratischen Fraktion hatte der dänische Reichstag verschiedene Maßnahmen zur Linderung der Arbeitslosigkeit beschlossen, und darunter waren auch 4 Millionen Kronen Staatsdarlehen zum Abbruch und Umbau ungesunder und überbevölkerter Stadtteile. Keine Stadt konnte das Geld so gut gebrauchen wie Kopenhagen, und die Vertreter der Arbeiterschaft in der Bürgerrepräsentation sorgten natürlich auch sofort dafür, daß es in rechter Weise angewandt wurde. An Stelle jenes elenden Viertels aller Paraden wird nun ein neuer Stadtteil voll Licht und Luft geschaffen.

Verschwenderische Prachtbauten auf der einen Seite, daneben erbärmliche Hütten eng zusammengedrängt, das charakterisiert das alte Kopenhagen, wie es geworden ist unter der Herrschaft des Absolutismus und nicht besser unter der eines reaktionären Bürgerlums. Die Stadt zu einer großen, schönen, gesunden Heimstätte für die ganze Bevölkerung umzugelassen, ist das Streben der Arbeiterschaft und ihrer Vertreter, und dieses Streben kommt in der Tat immer mehr zur Geltung. Oben im Norden der Stadt liegt das Nørrefælled und gleich daneben das Vlegdamfælled. Auf diesem öden Gelände wollte sich im Jahre 1872 die Arbeiterschaft versammeln, um für die Unterstützung der streikenden Maurer zu wirken. Da hatte die Regierung das Militär aufmarschieren lassen, und es kam zu einem blutigen Kampf zwischen den Soldaten und der jungaufstrebenden Arbeiterschaft, deren Führer, Pio, Geleff und Briz, man bereits hinter Schloß und Riegel gebracht hatte. Pio wurde zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt, die beiden anderen Genossen jeder zu 3 Jahren. Heute kann sich die Arbeiterschaft auf freiem Felde ruhig versammeln, so zahlreich wie sie will. Sie kann nicht nur dort in Massen zu Demonstrationen wie zu Festen zusammenkommen, auch die großen Parks am Schloß Frederiksborg und selbst der Schloßgarten von Rosenborg werden ihr zu Versammlungen überlassen. Jenes öde Feld im Norden der Stadt aber wird nun von der Kommune zu einem herrlichen Volkspark umgestaltet.

Von der wachsenden Macht des Proletariats zeugen auch ihre eigenen Unternehmungen und Bauten. Außer dem alten Hause in der Römersgade sind neue Versammlungshäuser der Arbeiterschaft errichtet, so am Enghavevej, Jagtvej, Kløvermarksvej und in der Roldinggade. Die Wärderei der Arbeiterschaft versorgt einen immer größeren Teil des Volkes mit Brot. Ein mächtiges Bildungsstreben, ein

Drang nach Wissen und Kultur macht sich immer mehr geltend. Immer größere Massen des Volkes wollen teilhaben an den Schätzen der Wissenschaft und Kunst. Was da zu genießen ist in den verschiedenen Kunsttempeln, im Thorwaldsmuseum, was die alte und was die neue Kunst bietet, die dänische Malerei der Gegenwart, deren Werke vielleicht einmal den in der Blütezeit der holländischen Kunst gleichbewertet werden, alles wird mehr und mehr Volksgut, was übrigens auch von der Literatur gilt. Und wenn auch im dänischen Staatsweien vorläufig noch die Reaktion und der Militarismus oben auf sind und manchem schönen Fortschritt im Wege stehen, so wird doch auch die Zeit kommen, wo auch diese Hindernisse überwunden sind. Die Sozialdemokratie mit ihrer wachsenden Macht wird dafür sorgen, daß auch auf diesem Gebiete wie im ganzen Wirtschaftsleben Grundzüge zur Geltung kommen, die auf freiem Grunde ein freies Volk voller Schaffensfreude und Kultur entstehen lassen.



Vor hundert Jahren.

(Aus einem Tagebuche.)

(Schluß.)

Wie es meinen Eltern gelungen ist, sich nach und nach wieder herauszuhaspeln, ist mir noch immer ein Rätsel. Denkt man sich auch das allerärmste Paar, welches einen Hausstand gründet, so besitzt es doch wenigstens ein Sommer- und ein Alltagskleid, auch wohl noch eine Kiste, worin es die ersteren lagern kann; nicht so bei uns, und hätten nicht andere Menschen meinen Eltern ein Sonntagsgewand gegeben, so würde es lange gewährt haben, sich ein solches zu erzeugen.

Ein guter Freund ließ meinem Vater 25 Taler, um sich eine Kuh zu kaufen. Wo aber Futter für dieselbe hernehmen und Nahrung für uns selbst finden? Hier blieb meinen Eltern wie vielen anderen Bewohnern unseres Dorfes nichts übrig, als die Mildtätigkeit der Mitmenschen in den von der Heerstraße entlegenen Ortschaften in Anspruch zu nehmen und so wanderten denn der Vater mit dem Schiebo, die Mutter mit dem Stroh auf dem Rücken am frühen Morgen aus, so sehr sich ihr Bartgesicht dagegen sträubte und lehrten abends reich beladen, der erste mit Stroh und Heu, letztere mit Brot, Kartoffeln und Gemüse, sich der milden Gaben erfreuend, wieder zurück. Ost war ich auch in ihrer Begleitung. Auch der Ortspfarrer, M. Kaiser, befand sich mit seiner zahlreichen Familie in einer sehr traurigen Lage; zwar quartierten sich gewöhnlich Offiziere bei ihm ein und nahmen

sein Vermögen in Schutz; doch in betreff der Lebensmittel ließen sie den Soldaten freie Hand und diese ließen sich auch dadurch, daß der Herr Pastor ihnen das Kreuzbrot vorzeigte, in ihrer Raubbegierde nicht zurückschrecken. Ich weiß einmal, daß er eines abends, wie er öfters pflegte, zu uns kam, als wir eben ein Gericht Kartoffeln mit Herzenslust verzehrten, die die Mutter in allen Winkeln aufgefressen hatte. „Ach, seid Ihr glückliche Leute, daß Ihr noch Kartoffeln speisen könnt; wie lange sind keine auf unseren Tisch gekommen!“ „Ach, essen Sie doch mit, Herr Pastor!“ nötigte ihn mein Vater und ohne weiteres streckte er seinen Arm aus, langte fleißig zu, schälte sie, da wir ihm ein Messer nicht bieten konnten, weil sie uns fehlten, mit den Fingern ab, tauchte sie, wie wir, in Salz und ließ sich recht wohl schmecken.

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig, nach welcher die Franzosen über den Rhein getrieben waren, gingen die Untertanen an, wieder frisch aufzuatmen. Mit den anderen Festungen war auch Torgau gefallen. Tausende von Franzosen waren an der Pest gestorben und mit ihnen auch viele Bürger. Waren doch auch in Herzberg sehr viele vom Typhus dahingerafft worden. Von Torgau kam nun die Anzeige, daß daselbst von den in den Lazaretten gestorbenen Franzosen Montierungsstücke, Riemen und Lederzeug und anderes mehr sehr billig verkauft würde. Kaum hatte dies mein Vater gehört, so machte er sich auch auf den Weg und brachte verschiedene sehr wohlfeil erkaufte Dinge, unter anderem zwei Mäntel, einen größeren mit einem lang herabhängenden Stragen, welchen er selbst in Gebrauch nehmen wollte, und einen kleineren von weiß-graunem Tuch, aus welchem für mich ein Modfabriziert werden sollte. In welchem Zustande waren aber diese Kleidungsstücke? Wegen des abscheulichen Geruchs haben sie längere Zeit im Stalle liegen müssen; alsdann hat sie meine Mutter ausgebrüht, hierauf in einem geheizten Backofen gedörrt und gebraten, und gleichwohl ist es zu bewundern, daß dadurch nicht eine gefährliche Krankheit in unser Haus gebracht worden ist. Aus jenem kleineren Franzosenmantel, der ein ziemlich langes Haar auf seiner äußeren Oberfläche präsentierte, hat mir mein Vetter Krize, Schneidermeister in Budowien, meinen ersten Sonntagsgewand gefertigt, und habe ich mich über ihn selbst, wie über die großen Knöpfe, die gewiß an Größe einem alten sächsischen Bierpfenniger nicht nachstanden, gar sehr gefreut. Ja, als ich zur Feier des Friedensfestes noch ein Paar kurze lederne Reinkleider, von meinen beiden Vätern in Friedersdorf und Hebigau ein Paar Schnallenschuh und einen Hut geschenkt erhielt, so schien mir niemand gleich zu sein!

Die Internationale.

Von Eugene Pottier. Gedichtet in Paris im Juni 1871.
Ins Deutsche übertragen von Franz Diederich.

Schon erglühn die Signale!
Ein letzter Kampf muß sein.
Die Internationale
Wird uns die Welt befrein.

Nun Mut, Verferme dieser Erde!
Empor du Volk von Joch und Not!
Das Recht dröhnt aus Tiefen sein Verbot,
Und donnert das letzte Gebot.
Frei die Bahn! Heran zum Handeln!
Pact an, ihr Massen! Erwacht!
Die Welt will sich von Grund auf wandeln.
Wir Sklaven ergreifen die Macht.

Kein Gott im Himmel wird dich retten,
Kein Herrscher tritt für dich ins Feld.
Brich selbst, Volk der Arbeit, deine Ketten!
Erlöse, beglücke die Welt!

Schirm vor Dieben deine Scheuer!
Dem Kerker entreiße den Geist!
Wir selbst entflammen unsre Feuer
Und hämmern das Eisen, wenn's gleist.

Sie trügen, drücken ohne Gleichen.
Erpreßtes Blut des Volkes verrinnt.
Keine Pflichten zügeln den Reichen,
Doch uns ist das Recht leerer Wind.
Hinweg dies erzwungne Verzicht!
Nicht Herr sei fürder und Knecht!
Kein Recht soll gelten ohne Pflichten,
Und gleich sei den Pflichten das Recht!

Ein Schimpf der Erde, schmachvoll mächtig,
Seht das Gold auf grauem Thron.
Sein Lun ist verrückt und nächtig:
Es plündert der Arbeit den Lohn.

Nicht umstarrt von eisernen Wehren
Liegt der Raub in schlimmer Hut.
Nun, Volk, laß stürmen dein Begehren!
Alle Güter sind dein Gut!

Du Bruderbund in Arbeitswaffen,
Millionengroß in aller Welt:
Die Erde gehört deinem Schaffen!
Die Geier jag aus dem Feld!
Unser Blut und unsere Früchte
Umgiert ihr heiserer Schrei,
Doch bald verflattert das Gezüchte,
Dann, Sonne, strahlst ewig du frei!

Schon erglühn die Signale!
Ein letzter Kampf muß sein.
Die Internationale
Wird uns die Welt befrein.

Der gottselige Sklavenhändler. Aus Heines „Sklavenschiff“ kennt jeder die Gestalt des frommen Menschenfleischhändlers Wynheer von Stoel, der den lieben Gott um Christi Willen anfleht, doch ja das Leben der schwarzen Ware zu schonen, die an Bord ist; wenn nämlich zu viele unterwegs sterben, so daß keine 300 bleiben, „so ist mein Geschäft verdorben.“ Nicht weniger gottselig als diese dichterische Gestalt war ein berühmter Sklavenhändler, der der englischen Geschichte des 18. Jahrhunderts angehört. John Hawkins aus Plymouth trieb sein sauberes Gewerbe des Menschenjägers und Seelenverkäufers in der festen Zuversicht, daß er sich besonderen göttlichen Schutzes erfreue. Hawkins' Berichte über seine verschiedenen Expeditionen seit 1580 trafen förmlich von Gottvertrauen. Er fand sogar kein Arg darin, daß sein Flaggschiff den Namen „Jesus“ führte, und so glaubte er, daß Gott mit ihm sei. Auf Schritt und Tritt stößt man in Hawkins' Berichten auf derartige Stellen. Unter anderem meint er einmal, beim Ueberfall auf ein Negerdorf in dringende Gefahr geraten, gefangen zu werden: „Gott, welcher alle Dinge zum besten wendet, wollte es nicht, daß ich gefangen werde, und so vertrau ich mit seiner Hilfe der Gefahr.“ Ein andermal schreibt er nach Schilderung der Leiden seiner Mannschaft während einer Windstille die salbungsvollen Worte nieder: „Der allmächtige Gott, welcher niemals zuläßt, daß seine Auserwählten verderben, sandte uns endlich guten Wind.“ Der ärgste Heide könnte keine blutigere Verhöhnung des Glaubens an eine göttliche Weltordnung fertig bringen, als — unfreiwillig — dieser gottselige Sklavenhändler. —

Weltuntergänge im Mikroskop. Die merkwürdigen Erscheinungen der Radioaktivität haben uns schon manche eigentümlichen Tatsachen kennen gelehrt, von denen wir nicht bloß keine Ahnung hatten, sondern die zu erfahren wir nie zu hoffen dürfen glaubten. Wir wissen, daß unter dem Einflusse radioaktiver Strahlen viele Körper, z. B. Edelsteine, zu leuchten beginnen. Auch die sogenannte Sidotblende, eine gewisse Sorte Zinkarsulfid, zeigt unter dem Einflusse der radioaktiven Strahlung diese Phosphoreszenz. Als man sich dieses Leuchten nur näher unter dem Mikroskop besah, bekam man ein eigentümliches Bild, das Crookes, sowie Ester und Geitel, zur Konstruktion eines kleinen Demonstrationsapparates benutzten. Sie setzten am Ende eines kleinen Hohlzylinders, z. B. eines Stückchen Messingrohres, einen kleinen Metallschirm hin, den sie mit Sidotblende präparierten. In etwa einem halben Millimeter Abstand brachten sie ein Mörchen Radiumsalz an oder eine kleine mit Radium präparierte Metallplatte, so daß von dieser aus die Strahlung auch gegen die Sidotblende gerichtet war. Am anderen Ende des Zylinders wurde eine kleine Lupe angebracht, durch die man das Ganze innen beobachten konnte. Sieht man in solches „Spionchariskop“, so erblickt man ein fortwährendes Aufblitzen der Sidotblende, wie wenn feurige Funken gegen eine Wand geschleudert würden, die dann zerfliegen. Diese Erscheinung rührt her von den kleinen vom Radiumsalz abgeschleuderten Teilchen, die die sogenannte Alphastrahlung ausmachen. Die Teilchen werden von dem Radium mit ungeheurer Gewalt fortgeschleudert, so daß sie in einer einzigen Sekunde einen Weg von 20—30 000 Kilometer zurücklegen, wenn sie nicht etwa vorher durch irgendwelche Körper aufgehalten werden. Treffen sie nun die Sidotblende — an deren Stelle man auch einen Dünnschliff aus Diamant setzen kann —, so schlagen die Alphateilchen mit so großer Geschwindigkeit auf, daß sie zertrümmert werden und mit einem kleinen Lichtblitz zerfliegen.

Die Wärmestrahlung der Sterne. Die Sonne sendet uns enorme Mengen an Wärme zu. Das bedarf keines Hinweises mehr, denn jeder fühlt es. Es liegt nun nahe zu denken, daß auch die anderen Himmelskörper uns Wärme ausstrahlen könnten, z. B. der Mond. In der Tat ist dem so. Zum Beweis dafür bietet die Physik die Mittel. Wenden wir z. B. einen Hohlspiegel an, der imstande ist, die Strahlen zu sammeln und auf kleiner Fläche zusammenzudrängen, zu konzentrieren, so können wir die mit dem Licht zu uns herabstrahlende Mond-

wärme direkt fühlen. Zuerst entdeckte siepler die Wärmestrahlung des Mondes auf diese Weise, wovon in seinem nachgelassenen Werke „Traum vom Monde“ die Rede ist. Daß uns der Mond überhaupt Wärme ausstrahlt, ist aber bemerkenswert: strahlt er doch in erborgtem Lichte. Es ist also wieder nichts anderes als Sonnenwärme, die uns der Mond auf Umwegen ausstrahlt. Nun ist es neuerdings auch gelungen, sogar die Sternstrahlung an Wärme nachzuweisen. Selbstverständlich kommen erhebliche Wärmewirkungen dadurch auf der Erdoberfläche nicht zustande, aber sie sind doch vorhanden und nachweisbar. Die Physik, und zwar die Elektrizitätslehre, hat uns gezeigt, wie man sie messen kann. Wird nämlich ein sogenanntes Thermoelement, das



Vom Kulturkampf in Spanien. Demonstranten in Bilbao errichten eine Barrikade.

aus zwei ungleichartigen Metallen besteht, an der Lötstelle erwärmt, so entsteht ein elektrischer Strom. Nun gibt es kaum ein empfindlicheres Instrument, als ein elektromagnetisches Galvanometer, so daß man mit ihm Ströme von einer geringfügigkeit messen kann, die geradezu beispiellos ist. Sammeln wir also mit einem Fernrohr recht viele Strahlen eines Sternes, so können wir sie konzentriert auf ein solches Thermoelement wirken lassen und aus den Angaben des strammessenden Galvanometers auf die Wärmestrahlung schließen. Solche „holometrischen“ Messungen hat zuerst Michols angestellt. Er verglich die Wärmestrahlung mit derjenigen einer Kerze. Von einer solchen ist die Wärmestrahlung in 1 Meter Abstand nur so gering, daß man sie nicht mehr zu fühlen vermag. Dennoch ist sie noch riesenhaft



Spanische Demonstrationen. Das Militär sucht die vor dem Regierungsgebäude zu Bilbao demonstrierenden Volksmassen zurückzudrängen.

gegen die Wärmemengen, die uns die Sterne zuwenden. Bezeichnet man diese Mengen mit 1, so ist die Strahlung, die uns Jupiter, der größte Planet unseres Sonnensystems, zusendet, 23,8 Milliarden davon. Saturn sendet uns gar nur noch 3,7 Milliarden davon zu. Gehen wir aber noch weiter hinaus in Firmamenträume, und betrachten Arcturus, den hellsten Stern im Wilde des Bootes, so finden wir für diesen den Betrag von 11,4 Milliarden unserer Herzenstrahlung in 1 Meter Entfernung, und bei dem himmlischen Sterneneinheitslicht, der Weg in der Leier gar nur 5,1 Milliardenstel. Man erkennt, wie weit die Meßtechnik ist, wenn sie vermag, derartige verschwindende Wärmemengen genau und einwandfrei festzustellen. f. l.

Berlin um 1780. Berlin war in den letzten Jahrzehnten der Regierung des alten Fritz schon Großstadt. Ende der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts zählte es beinahe 130 000 Einwohner. Wie haben einige Zahlen über die Zusammensetzung der Bevölkerung, die ein interessantes Licht auf die damaligen Verhältnisse von Berlin werfen. Vor allem ist bemerkenswert das große numerische Uebergewicht des männlichen Geschlechts über das weibliche, woraus allein schon die allgemein behauptete Lieberlichkeit des damaligen Berlins sich erklären ließe; 57 000 Frauen stehen 81 000 Männer gegenüber. Unter dieser war eine Garnison von 82 304 Mann, sodas beinahe der vierte Teil der Bevölkerung aus Soldaten bestand. Unter den Verufen waren auch die rein ländlichen noch nicht ausgestorben. Gab es doch noch 85 Adelsbürger in Berlin, und von einem Gewährsmann zu Beginn des siebenjährigen Krieges wissen wir, daß damals mitten in der Stadt noch ordentliche Zäune bestanden. Das waren aber bloße Ueberreste aus einem im weitestlichen verstrichenen Stadium der Entwicklung von Berlin, das im übrigen schon eine bedeutende Industriestadt war. Die Zahl der gewerblichen Arbeiter wuchs gegen 1780 auf stark 10 000 an. Die große Mehrzahl davon entfiel auf die Industriezweige, in denen Berlin heute nicht viel bedeutet. Ueber 7000 Arbeiter waren nämlich in den verschiedenen Branchen der Webereit, in der Leinwand, Woll-, Baumwoll- und Seidenmanufaktur. Nicht gerechnet sind dabei die vielen Tausende von Frauen, alten Leuten und Kindern, die das Spinnen besorgten. Auch zahlreiche Soldaten beschäftigten sich hiermit. Darin liegt auch

ein Unterschied zwischen dem damaligen und dem heutigen Berlin, der einem sofort in die Augen springen würde, wenn man sich plötzlich in das Berlin von 1780 versetzt fände: die Soldaten waren nämlich in ihrer freien Zeit mit den verschiedensten Erwerbstätigkeiten beschäftigt; man fand sie auch in den Einlagen der Speerküche, auf den Hinterplätzen und bei allen möglichen sonstigen Handlungen. Die Löhne waren im Vergleich zu heute sehr niedrig; man darf dabei aber nicht außer Acht lassen, daß das Geld eine ganz andere Kaufkraft hatte. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges bekam man in den Berliner Garküchen ein Mittagessen nebst einem Krug Bier für zwei Groschen. Für einen Dreier erhielt man einen Teller Suppe, für 2 Pfennig einen Krug Dünstier. Soldaten, die zu mehreren gemeinsam wirtschafteten, stellten sich das Mittagessen, bestehend in Suppe und Fleisch mit Erdäpfeln und Erbsen für zwei Dreier pro Person her. Die damaligen Berliner Preise bei den heutigen Löhnen, das ließe man sich gefallen; bei den heutigen Preisen aber ist der Berliner Arbeiter trotz seines höheren Lohnes wahrscheinlich nicht viel besser daran, als sein Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert. a. c.

Die Berufswahl des Herrn v. Voß. Unter die Kuriosa der deutschen Literaturgeschichte gehört die Berufswahl des Herrn Julius von Voß. Dieser Herr war bis zu seinem dreißigsten Jahr preussischer Offizier, schloß sich aber in der Uniform nicht wohl und nahm 1798 seinen Abschied. Nun wollte er sich einen freien Beruf wählen, und da er sich nicht recht entschließen konnte, welchen er mit seiner Person beglücken sollte, so nahm er, wie er selbst berichtet, seine Zuflucht dazu, an den Rockknöpfen abzuzählen, ob er Schriftsteller, Komponist oder Maler werden sollte. Der letzte Knopf entschied nun für die Schriftstellerei, und so legte Herr v. Voß mit der Abfassung von Romanen, Lustspielen und Pöffen los. Wenn man von der Fruchtbarkeit immer auf den inneren Beruf schließen dürfte, so hätte er am Ende bei der Abzählung der Knöpfe doch das Richtige getroffen; denn als er 1832 an der Cholera starb, hatte er nicht weniger als 160 Bände voll geschrieben. Mit der Quantität hielt die Qualität aber nicht gleichen Schritt, Herr v. Voß wird längst nicht mehr gelesen, und es wäre am Ende ebenso nutzlos gewesen, wenn er einige hundert Opern verbrochen oder ein paar Meilen Leinwand angestrichen hätte. -dy.

Neue Bücher. Ein handliches Büchlein über Montenegro, das H. v. Hahn und Dr. D. Schlippe zu Verfasser hat, liegt vom Verlage F. A. Barthel, Leipzig vor; das Werkchen gibt manche gute Informationen.